

kräftigen Gesundheit, obwohl er schwächtigen Körpers war. Seine Kleidung zeigte eine gewisse Noblesse an, wie sie bei gut situierten Personen des Mittelstandes nicht auffällt.

„Sie bringen Neuigkeiten?“ fragte die Dame.

„Sie erraten es. Mich und die hohe Welt betreffend. Sie verstehen, was damit gemeint ist.“

„Vollkommen, Master Becco. Ich bitte, erst was Sie betrifft. Es interessiert mich zu erfahren, wie Sie sich mit ihrem Onkel Tardini gestellt haben.“

„Schlecht, Mistreß, sehr schlecht, wie zu erwarten war. Er will nichts von meinem Pachtantrage seiner Galerie wissen. Seine junge Frau, die Marcella, steckt dahinter . . . natürlich das Sizen an der Kasse ist ein sehr einträglicher Posten. Onkel Tardini ist ein alter Fuchs, der es lieber sieht, daß ihn sein junges Weib bestiehlt, als daß er mir, seinem nächsten Verwandten, den beanspruchten Pacht gewähren sollte, damit auch ich in den Stand gesetzt werde, mir ein kleines Vermögen zu erwerben. Ich muß mich also mit der gescheiterten Hoffnung zufrieden geben.“

„Sie bleiben also bei Ihrem Onkel Tardini?“

„Er bezahlt mich gut, deshalb, Mistreß. Ich dürfte nicht so leicht wieder eine Anstellung als Geschäftsführer eines so großen Unternehmens wie das seinige finden. Es ist ein Hauptvorteil für jede Schauausstellung, welcher Art sie immer sei, in einer so ungeheuren und sicher über anderthalb oder zwei Millionen zählenden Hauptstadt stabil zu sein, und das ist die meines Onkels. Es gibt keinen Londoner, der Tardini's Galerie am Hydepark Corner nicht kennt. Man führt seine hierher zu Besuch kommenden Freunde in unsere Räume . . . der hohe Adel wie der Bürger bewundert die Eleganz derselben und die Lebensfreude der Gesichter, wie die von berühmten Malern dargestellten Porträts sie nicht täuschend ähnlicher zeigen können. Doch genug davon! Ich habe Ihnen, Mistreß, von Dingen zu erzählen, welche Ihnen gewiß sehr wichtig sind.“

„Wirklich? Nun lassen Sie hören.“

Zum deutlichen Verständnis dessen, was Master Becco ihr erzählte, ist es nötig, einiger Vorgänge zu erwähnen, welche nicht nur die höchsten Regionen des englischen Adels, die Aristokratie an den Stufen des Thrones, sondern sämtliche Schichten der britischen Nation, namentlich aber die londoner Bevölkerung in außergewöhnliche Aufregung versetzte. Alle Welt wußte, welches abscheuliche Zerwürfniß zwischen dem Kronprinzen Georg von Wales und seiner Gemahlin, der braunschweiger Prinzessin Caroline, existierte; aber die Londoner selbst sahen diesen Hofskandal als den verächtlichsten Schimpf für den Kronprinzen an, dessen ausschweifende Lebensweise dem Volke zum größten Mergernis geworden war. Die Aristokratie pries ihn als Muster aller Fashionabilität, das Volk verachtete und verspottete ihn als Cerail-Chef und sinnlosen Verschwender, dessen Schuldensummen vom Parlament zu wiederholten Malen gedeckt werden mußten. Für diesen Königssohn war das Jahr 1817 kein freudevolles. Er war dem Volke so verhaßt, daß es Zeiten gab, wo er seine Residenz Carltonhouse, das man mit Steinen bombardirte, nicht zu verlassen wagte, wenn auch seine arge Nervenzerrüttung es nicht unmöglich machte. Der am 6. Novbr. desselben Jahres erfolgende Tod seiner Tochter Charlotte (Gemahlin Prinz Leopolds, des späteren belgischen Königs) besserte diesen hohen Herrn nicht. Der Haß gegen deren Mutter, Prinzessin Caroline, welche, zurückgekehrt von ihrer Orientreise, in Italien sich aufhielt, gestattete ihm nicht einmal ihrer Tochter Dahinscheiden derselben anzuzeigen. Kein einziger Courier ging mit dieser Todesnachricht, die an verschiedene Höfe geschickt wurde, von London an die Mutter ab, nur zufällig erfuhr sie diese Trauerbotschaft und wollte sofort nach England reisen, gab indes diesen Plan auf und beschloß erst das Ableben ihres greisen Schwiegervaters, König Georgs III., dem man täglich entgegen sah, abzuwarten, und dieses erfolgte am 29. Januar 1820.

Ihr Rechtsanwalt Henry Brougham, ein Verteidiger, wie kein besserer in England und den mit demselben vereinigten Königreichen Irland und Schottland gefunden wurde, erkannte nun

die Wichtigkeit ihrer Rückkehr nach London. Ihr Gemahl, der Kronprinz von Wales, wurde an Stelle seines verstorbenen Vaters König und folglich Prinzessin Caroline Königin, aber sie mußte in solchem hochbedeutenden Momente zugegen sein und deshalb schickte er ihren alten Haushofmeister Sicard nach Italien an sie ab, um ihr Georgs III. Tod anzuzeigen und empfing als Antwort die Versicherung ihrer schleunigen Rückkehr nach London. Henry Brougham, der recht wohl wußte, was er tat, machte kein Geheimnis aus dieser Ankündigung seiner Rechtsmündel, ganz London erfuhr sie und sie blieb auch dem neuen König und wie selbstverständlich dem Hofe nicht verborgen. Sein Haß gegen seine Gemahlin wußte eine Entgegnung zu erfinden, die das londoner Volk und selbst Herren vom hohen Adel in bedeutende Aufregung versetzte. Er ließ den Lord-Erzbischof von Canterbury zu sich rufen und befahl ihm, den Namen der Prinzessin, seiner Gemahlin, aus der Liturgie zu streichen, und dieser höchste Kirchenfürst Englands fand sich willig dazu. Der Earl von Grosvenor fand sich dermaßen über diesen Gewaltschritt empört, daß er nicht nur öffentlich unter seinen hohen Adelsgenossen, sondern auch später im Scheidungsprozeß sich folgendermaßen aussprach: „Ich würde eher dem Könige das Gebetbuch ins Angezicht geworfen, als den Namen der Königin aus der Liturgie gestrichen haben.“

„Ah, die arme Braunschweigerin!“ bedauerte Mistreß Stanhope die von so harter und bössartiger Feindschaft Verfolgte. „Könnte ich ihr helfen, ich täte es gerne. Von alle dem, was man als Vergehungen ihr nachsagt, ist wohl kaum das Viertel als wahr zu glauben. Ihre Erziehung am väterlichen Hofe zu Braunschweig war die schwerste Verübungung an ihr, das haben mir am dortigen Hofe Angestellte erzählt, als ich mit meinem verstorbenen am collegio carolino als Lehrer fungirenden Gatten daselbst lebte. Gewiß, sie würde die glücklichste Frau geworden sein, wenn ihres Vaters roher Born sich nur ein wenig zu mäßigen verstanden hätte. Ihr junges feuriges Herz glühte für einen schönen Mann deutscher Abkunft, ein Graf, welcher in dänischen Militärdiensten einen hohen Rang einnahm. Bei einem Ball bemerkte der Herzog diese Neigung seiner Tochter, führte sie in ein Nebenzimmer und ohrfeigte sie deshalb . . . solche schändliche Behandlung hat sie verdorben.“

„Sie wissen, Mistreß, daß Lord Liverpool's Nefte, George Milsbury, ein der Kunst mit Seel' und Leib zugewandter junger Herr bei mir das Vossiren in Wachs lernt, und ich bekenne, daß er es zu etwas Tüchtigem bringen wird, wenn er so fortfährt. Um wie gewöhnlich ihm heute Stunde im Formen zu geben, fand ich mich bei ihm ein; aber er hatte Abhaltung, bei Lady Liverpool war Damenbesuch erschienen; da aber der Diener sagte, die Damen würden sich bald verabschieden, wartete ich auf ihn. Um die Langeweile von mir zu scheuchen, trat ich nebenan in's Bibliothekzimmer, der Lord besitzt eine Menge schöner Kupferstiche, und in einer der Fensternischen stehend, betrachtete ich mit großem Vergnügen eins der Kunstblätter, welches einen Ringkampf der olympischen Spiele darstellte.“

„Blötzlich hörte ich Lord Liverpool's Stimme in Unterhaltung mit einem Herrn, mit dem er unbemerkt eingetreten und den er Sir Robert Gifford nannte.“

„Gifford?“ schaltete Mistreß Stanhope ein. „O, der ist ein sehr bissiger Rechtsanwalt . . . Sir Robert Gifford . . . ganz recht, ich entfinne mich seiner.“

„Das wird zutreffen,“ antwortete Becco. „Sie besprachen ein Thema, über das sie jedenfalls geschwiegen haben würden, wenn sie geahnt hätten, daß ich zugegen gewesen. Es galt der nunmehrigen Königin Caroline, die von der Hoffpippchaft nur ‚die Braunschweigerin‘ genannt wird. Sir Robert Gifford erzählte dem Minister Lord Liverpool, daß keine Möglichkeit außer Acht gelassen würde, und er glaube sich sehr berechtigt, zu behaupten, daß die gegen die Königin zusammengebrachten Belastungszeugen mindestens die Zahl zwanzig erreichen, eher noch übersteigen würden. Der Lord hatte die Frage aufgeworfen: Ob diese Zeugen sicher wären? „Mylord,“ hat Sir Gifford lachend geantwortet: „Geld ist der beste Kitt, um die Lüge

standhaft zu machen. Ich möchte nichts in meinem persönlichen Interesse mit dieser Bande zu tun haben und wäre ich rein wie ein Seraph, sie würde mir ein dichter Schwarzes auf Seel' und Leib schwören, als das von des Teufels Staatslivrée. Es ist eine Gesellschaft, die meist aus italienischen Bedienten besteht, zu denen auch eine früher bei der Prinzessin, der nunmehrigen Königin, in Diensten gewesene französisch sprechende Kammerfrau Louise Dumont und ein karlsruher Stubenmädchen, Barbara Krause, zählt, das sich in Frechheit besonders auszeichnet, wie man mir erzählte."

"Mein Himmel, das ist schrecklich! Dann ist die Königin ja im Voraus verloren!" äußerte Mistreß Stanhope.

Fast unmittelbar nach diesem Ausruf des Mitleids wurde ein ziemlich lebhafter Atemzug in der anstoßenden Schlafkammer, wo sich Lucie befand, hörbar.

"Was ist das? Jemand hier nebenan?"

"Ja, meine neue Abmieterin, die sich zu sehr ermüdet fühlte und sich, ehe Sie kamen, schlafen legte."

"Sie hätten mich aufmerksam machen sollen, daß ..."

"Haben Sie keine Angst, sie schläft fest, sie hat nichts gehört ... ich werde gleich sehen, ob sie munter geworden."

Sie zog vorsichtig die beiden Kiegel zurück und trat geräuschlos auf die Türschwelle.

Mistreß Lucie schlief sorglos mit dem Gesicht hart an die Wand gedrückt.

"Das war es also, warum sie so aufseufzte ... ihre Lage ist ja eine zum Ersticken ... es ist Menschenpflicht, sie zu wecken, sie muß sich anders legen."

Mistreß Stanhope brachte das schnell in Ordnung, die Gewecke wies sich jedoch so sehr verschlafen, daß sie nur ein paar unverständliche Worte vor sich hinhurmelte und sogleich wieder einschlummerte. Nach leise wieder zugemachter Türe sagte die würdige Frau: "Sie sehen, Master, daß ich nicht so unvorsichtig war, als Sie mich glaubten."

"Bitte um Entschuldigung, Mistreß; aber es würde sehr unangenehm gewesen sein, wenn die Dame gehört hätte, was ich Ihnen mitteilte."

"Jedenfalls, indes wird es Sie sicher beruhigen, wenn ich Ihnen sage, daß sie eine Deutsche ist."

"Eine Deutsche? Da ist auch zu glauben, daß sie fest geschlafen hat, denn ich wüßte nicht, welches Interesse sie an unseren englischen Teufelsgeschichten nehmen sollte," sagte Zecco.

"Bleibt sie bei Ihnen wohnen, Mistreß?"

"Für die nächste Zeit glaube ich wenigstens. Ich werde sie der Frau Herzogin Anna Hamilton empfehlen, als eine ganz ausgezeichnete Verfertigerin feinsten weiblicher Arbeiten, und ich hoffe, daß sie bei dieser hochgeborenen Dame, welche die Eleganz in Person ist, eine feste Stellung gewinnen wird."

"Da blüht mir also die Aussicht, eine Damen-Bekanntschaft zu machen, vorausgesetzt, daß Sie mir die Erlaubnis nicht entziehen, wie bisher Sie besuchen zu dürfen," meinte jener und fügte hinzu ... "und meine Landsmännin nichts gegen meine Gesellschaft einzuwenden hat."

"Das fürchte ich nicht. Gute Nacht, Master Zecco."

"Gleichfalls, Mistreß."

Der Postirer ging nach seiner Wohnung, welche er mittels eines Ganges erreichte, da dieselbe zu dem als Hinterhaus bezeichneten Teil des Gebäudes gehörte, dessen Fenster in die Gasse hinabsehen und auch den schluchtartigen Durchblick in die Passage "Strand" gewährten, wie bereits erwähnt ist. Nachdem er eine Lampe angezündet und sich seiner Oberkleider entledigt hatte, trat er an ein Fenster und ließ das in dem sehr engen Rahmen der Durchsicht erscheinende bewegliche Bild der immer noch hin und wieder zahlreichen Passanten an seinen Augen vorüber ziehen, und jeder, der ihn so unverrückt am Fenster hätte stehen sehen, würde geglaubt haben, daß das, was er sah, ihn so anziehend beschäftige, und doch war dies nicht der Fall.

Nach einer langen Weile verließ er das Fenster und ging mit über die Brust verschränkten Armen, den Kopf niedergesenkt, im Zimmer hin und her. Endlich nahm er auf einem Sopha

Platz und murmelte zornig in sich hinein: "Daß ich auch den verfluchten Gedanken nicht aus dem Kopf bringen kann! Reich werden ... reich werden ... warum sollte ich es nicht? Ist es etwas Unerhörtes, wenn ein armer fleißiger Arbeiter darnach trachtet? Nein, nein, es ist nichts Unvernünftiges in diesem Wunsche ... durchaus nicht!" In Hinbrüten sich vertiefend, bewegte er zuweilen seine sich ballende Faust wie drohend, dann lachte er spöttisch vor sich hin.

Plötzlich von seinem Sitze aufspringend, rief er halblaut: "Wer als ich hat sein Geschäft so in die Höhe gebracht und wie lohnt er mich dafür? Wie? Aber ich durchschaue die geheimen Gespinnste, die ihn umgarnen. Wäre ich nicht Protestant, würden die hochwürdigen Herren der katholischen Kirche nicht daran gedacht haben, ihm die Marcella anzukuppeln ... wozu auch? Man hätte es dann jedenfalls für praktisch gefunden, mich mit ihr zu verheiraten, obwohl ich sie wie die Sünde hasse. Es ist sehr lächerlich, der Onkel ein hoher Sechziger und sie in den zwanziger Jahren! ha ha ha! Es ist aber von ihr sehr klug kalkuliert, er muß eher aus dieser Zeitlichkeit scheiden, und sie ist dann ... seine Erbin ... die Erbin von dem, was ich verdient habe und ich gehe mit einem kleinen Legate oder auch ganz leer aus."

Dieser Gedanke erschütterte ihn außerordentlich. Die Hände auf die beiden Ecken der Tischplatte stützend, starrte er in das Lampenlicht hinein, als glaube er in der ruhig brennenden kleinen Flamme eine Tröstung zu finden und fast schien es so zu sein, denn er flüsterte vor sich hin: "Es könnte ja möglich sein, daß sie eher stirbt und dann ..."

Wie ein Schreck durchfröstelte ihn dies Denken, er stöhnte tief auf, dann warf er seine Unterkleider ab und die Lampe verlöschend, schlüpfte er in der Kammer in sein Bett. Noch eine lange Weile brachte er wachend zu, dann erst verschwand seine Gedanken und ein gleichmäßiges Atmen bezeugte, daß er eingeschlafen war. Am nächsten Morgen war er wieder so frisch und munter, als ob er keine Anwandlungen von derartigen sich tief in seine Seele versenkenden Wünschen gehabt hätte.

Der Morgen war hell, die Luft durchweht von blendenden Sonnenstrahlen, die scheinbar die talwärts rasch dahin eilenden Wellen zu durchleuchten schienen, daß sie wie fließendes Gold funkelten und dem lebensvollen Bilde der mit der zeitigsten Morgenfrühe wieder rührig werdenden Schifffahrt einen leuchtenden Grund verliehen.

Obwohl Mistreß Lucie diesem schönen Anblick, den sie von einem der beiden geöffneten Fenster ihres Wohnzimmers aus genoß, sich ausschließlich hinzugeben schien, so beschäftigte ihr Sinnen sich doch mit einem ganz anderen Gegenstande, welcher auch nicht in der geringsten Beziehung zu dem herrlichen Stromlichtbilde stand.

Da sie sich nicht zur Unterhaltung mit einem Fremden gestimmt fühlte, war sie am gestrigen Abend zeitig zur Ruhe gegangen und würde jedenfalls bald eingeschlafen sein, denn was sie am Tage so tief Erschütterndes erlebt, hatte sie abgemüdet, sie bedurfte der Ruhe; aber die Stimme des Mistreß Stanhope Besuchenden klang ihr so bekannt in's Ohr, und sie erinnerte sich bald ihrer Bekanntschaft mit ihm auf dem Schiffe, das sie nach London gebracht hatte. Es war keine unangenehme Erinnerung für sie, er war ihr freundlich und gefällig gewesen. Im Bette sich aufrichtend, lauschte sie dessen, wovon er sprach und sie ersuhr dadurch, was ihn so tief empörte ... die ihm durch seines alten Onkels Verheiratung mit Marcella entzogene Erbschaft und was ihn besonders erregte, die Zurückweisung seines dem Onkel gemachten Pachtantrags, als deren Urheberin er ebenfalls diese junge Frau bezeichnete.

Und von dem, was Master Zecco der Mistreß Stanhope noch erzählte, von dem bitteren Hasse König Georg des Vierten gegen seine Gemahlin, die braunschweiger Prinzessin, hatte sie wohl alles gehört, aber es nur teilweise verstanden. Wegen welches Verbrechens man sie vor Gericht stellen wollte und eine Schaar Belastungszeugen gegen sie erworben, davon hatte er nicht gesprochen und sie also auch kein Verständnis davon. Ein solches

zu erlangen, würde ihr nicht schwer geworden sein, Mistreß Stanhope liebte die Geschwägigkeit und es gehörte zu ihren kleinen Freuden, in den Augen anderer sich als eine Frau darzustellen, welche viel wisse und nicht zu denen zu rechnen sei, die ihr Licht unter den Scheffel zu stellen pflegen.

Lucie fand es jedoch notwendig, keine Neugier zu äußern, weil sie sich sagte, daß ihre so herzengute Wirtin dadurch das Anrecht erhalte, auch in bezug auf ihr plötzliches Verlassen des Sir Clinton'schen Landhauses eine Aufklärung zu begehren. Lucie war klug genug, zu bedenken, daß es für sie eben so viel zu bedeuten habe, wenn sie von ihrem Verhältnisse zu Sir Richard spräche, als wenn sie sich selbst schmähe. Nichts verringert die persönliche Wertschätzung mehr, wie die Entdeckung von Mafeln, welchen man an Leuten findet, mit denen man umgeht.

Indem sie diesem Denken nachhing, legte sich ein Arm um sie . . . es war Mistreß Stanhope, die leise eingetreten und sie überrascht hatte.

„Ich glaubte, Sie schliefen noch, meine gute Lucie,“ sprach sie in ihrer gutmütigen Weise. „Sie waren gestern Abend so ermüdet . . . hatten gewiß einen recht schweren Tag verlebt.“

„Es ist so, wie Sie vermuten, meine gütige Freundin,“ antwortete die Gefragte. „Er ist überstanden, und ich bin froh, daß er es ist. Ich habe mich aus einem Verhältnis losgerissen, dem ich hätte zum Opfer fallen müssen, wenn ich länger in Clintonhaus geblieben wäre. Eine Verirrung liegt hinter mir, die zu vergessen ich mir mit dem heiligsten Eide zugeschworen habe und ich werde ihn halten. Gott ist Zeuge meines Eides.“

„O, meine gute Lucie, würde es nicht möglich gewesen sein, daß ich Ihnen in Ihrer Lage, deren Unhaltbarkeit ich wohl ahnte, mit einem guten Rate hätte hilfreich zur Seite stehen können?“

Eine Pause folgte; Lucie drückte das Gesicht in ihre Hände und verweilte in dieser Stellung, welche deutlich markirte, wie sehr sie sich ergriffen fühle von der Gutherzigkeit der alten Dame, die mit aufrichtiger Teilnahme ihren Kopf aufrichtete und ihr die geschlossenen Augen küßte, dann ihr aber die Versicherung gab, daß sie nie mehr diesen sie so schmerzlich berührenden Gegenstand erwähnen werde.

„Wie freundlich Sie gegen mich sind!“ rief Lucie sie umarmend.

„Nun, meine Teure, kommen Sie zum Frühstück,“ sagte Mistreß Stanhope. „Dann kleiden Sie sich an, ich werde Sie der Frau Herzogin Hamilton vorstellen. Sie ist die Liebenswürdige selbst. Kommen Sie! Eine Abwechslung der Empfindungen wird Ihnen nicht schaden, im Gegenteile Sie über alles das hinwegheben, was so störend und Ihre Heiterkeit erdrückend einwirkte.“

Einige Stunden später wurde dieser Gang zu der erlauchten Dame angetreten und als Lucie im Geleite ihrer ältlichen Freundin dieselbe verließ, war sie recht heiter geworden.

„Aber wo führen Sie mich hin? Ich bemerke, daß wir diesen Weg vorhin nicht gefahren sind,“ sprach Lucie mit Erstaunen. „Ist dieser kürzer?“

„Nein, meine liebe Freundin, eher etwas weiter als der vorige, jedoch hat er das Gute, daß Sie nicht nur Schönes sehen, sondern auch eine sehr angenehme Bekanntschaft machen werden, welche uns manche Stunde erheitern dürfte,“ antwortete Mistreß Stanhope.

„Sie sprechen in Rätseln.“

„Die sich Ihnen sogleich lösen werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Sommer und Winter.

Eine Studie aus dem deutschen Volksliede. Von F. Volkmar.

Sie heb' ich an mit sagen
Von einem großen Turney,
Wie seit ewigen Erdentagen
Der Winter kämpft mit dem Mai.
Es ist ein Rennen und Stechen,
Ein Baden und Streiten mit Macht,
Es ist ein Biegen und Brechen,
In wogender Frühlingschlacht.

Der Dichter dieser Zeilen u. s. w. ist kein Sänger früherer Jahrhunderte, wenn es auch auf den ersten Blick erscheinen mag, als gehörte er einer längst vergangenen Zeit an. Diejenigen von unsren Lesern, denen Julius Wolff, der Verfasser des „wilden Jägers“, des „Rattenjägers von Hameln“ u. s. w. aus der Lektüre dieser romantischen Dichtungen her nicht mehr unbekannt ist, wissen das bereits. Die Anfangszeilen dieses erstgenannten Gedichtes sind es, die wir hier zum Abdruck bringen, nicht um sie auf ihren poetischen Wert zu prüfen, der ein zweifelhafter sein mag, sondern um an ihnen den Nachweis zu führen, wie scheinbar Neues und Frischgeschaffenes oft Uraltem und Längst-dagewesenem die Hand reicht; wie auch im Reiche der Poesie zuweilen die Geister auferstehen, und als nebelhafte Schatten ehemaliger poetischer Gebilde wieder unter den Lebenden wandeln. Der ganze „wilde Jäger“ ist im Grund eine solche Auferstehung eines halbvergessenen Sagenstoffes, in den nur der Geist eines modernen Dichters gefahren ist, um ihn für uns wieder zu beleben und unserm verwöhnten Geschmack nahe zu bringen. Was kann es also verwundern, daß auch in den Anfangszeilen des ziemlich umfangreichen Gedichtes ein Hauch jener Zeit lebt, aus welcher das Ganze kommt; daß auch in ihnen die Geister früherer Tage ihr Spiel treiben? Ob sie den Dichter ergriffen, oder ob er sie zu seinen Zwecken herauf beschwor? ob er sich ihrer bewußt oder unbewußt bediente? das können wir freilich nicht entscheiden; doch steht das erstere zu vermuten. Genug,

daß der Anfang seines Gedichtes von dem „Turney“ spricht, das der Mai mit dem Winter seit ewigen Tagen mit einander kämpfen, und genug für uns, daß diese Vorstellung von dem Kampfe der beiden Jahreszeiten beinahe so alt ist, daß die selbst, und wenigstens so lange besteht, als es poetisch empfindende Menschen gegeben hat, die diesem gewaltigen Naturspiel mit jugendfrischer Seele gegenüber standen und es dichterisch zu gestalten wußten. Daß aber die Gabe der Dichtung nicht ein ausschließliches Vorrecht einzelner bevorzugter Geister, sondern ein Gemeingut aller ist, wenn auch nicht jeder auf den stolzen Namen eines Dichters Anspruch erheben darf, das braucht nicht erst erwiesen zu werden. Die „Stimmen der Völker in Liedern“, wie sie Herder gesammelt, vor allem aber der herrliche Schatz unsrer eignen Volksdichtung legen tausendfältiges Zeugnis dafür ab, welche reiche poetische Begabung den Völkern und Menschen allzeit inne wohnte. Und würden wir einen Dichter verstehen, wenn in seinem Liede nicht eine Seite unsres Innern mittönend antwortete? Von Verdiensten, welche wir zu schätzen wissen, sagt der jugendliche Goethe einmal, tragen wir den Keim in uns.

Aus dem Volksgemüte, dem fruchtbaren Urschoße aller Volksdichtung, sind auch die Lieder hervorgegangen, die von dem Streite des Sommers mit dem Winter handeln. Wie keinem anderen Volke ist dem germanischen ein gemüthvolles Mitleben mit der Natur eigen, was für das Verständnis der deutschen Volkspoesie von größter Bedeutung ist. Fast kein Lied des liederreichen 15. und 16. Jahrhunderts, das nicht mit irgend einem Bilde aus der Natur begönne oder an irgend eine Erscheinung derselben anknüpfte. Ebendaselbe zeigt sich bei den Minnesingern des 12. und 13. Jahrhunderts, durch deren Hände, wie Uhland sagt, die Fäden des in jener Zeit verlorenen Volks-gesanges laufen, und läßt sich zurückverfolgen bis in die älteste

Zeit. Verehrten doch unsre Vorfahren ihre Götter, nicht wie die Griechen, Römer und andre heidnischen Völker in Tempeln und unter dem Bilde menschlicher oder tierischer Gestalten oder einer Vermischung von beiden, wie die Ägypter, sondern im geraden Gegensatz hierzu als unsichtbare Wesen, die sie in Felsen oder Bäumen sich wohnend dachten, und deren Nähe sie in dem geheimnisvollen Rauschen heiliger Haine mit ahnendem Geiste empfanden. Und es ist kein Zufall, daß derselbe Ludwig Uhland, der als Sammler und Kenner der deutschen Volkspoesie in der Wissenschaft einen ebenso gefeierten Namen hat, wie er als Dichter von seinem Volke hoch verehrt wird, daß gerade er diesen Grundzug des deutschen Wesens mit jenen vielberühmten Worten besungen, die die Schlußstrophe eines seiner bekanntesten Gedichte bilden:

Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und tot,
In den frischen Eichenhäuten
Weht und rauscht der deutsche Gott!

Durch einen andern Dichter, den noch weit christlicher gesinnten Klopstock, den Sänger des „Messias“, ist der Hain geradezu das Sinnbild der deutschen Poesie geworden, und auch Uhland spricht in dem erwähnten Gedichte von dem „deutschen Dichtwald.“

Hierzu kommt noch der echt germanische Gang zum Einzelwohnen am Waldesraum, zwischen den Felsen und auf einsamen Berggipfeln, wie er im Unterschiede vor allem von den slavischen Nachbarvölkern unsern Vorfahren gleichfalls eigen war. Schon dies bezeugte ein innigeres Zusammenleben mit der Natur, die den wenigen Bewohnern eines Gehöftes oder selbst einer Burg den öfteren Verkehr mit ihresgleichen erzeuhen mußte.

Bei einem so veranlagten Volke kann es daher nicht Wunder nehmen, wenn die Poesie desselben mit der Natur gleichsam verwachsen erscheint. Sommer und Winter, Tag und Nacht, mit ihren Lichtern, das Wasser, die Luft, die gesamte Pflanzen- und Tierwelt, ja selbst das leblose Gestein wurden in den poetischen Vorstellungskreis mit hineingezogen und zu selbständigen Wesenheiten erhöht, die Sprache und Empfindung mit den Menschen teilten. In der altdeutschen Mythologie erscheinen sie zum Teil als gewaltige Göttergestalten, wie Thor und Wodan, oder als Riesen, wie die Frost- und Reifriesen, oder als seltsame Ungeheuer, die man wegen ihrer übernatürlichen Kraft scheute und verehrte. Als das eindringende Christentum dann die heidnischen Gottheiten ihrer Würden entsetzte und in die Hölle, die christliche Unterwelt verbannte, verloren die Naturscheinungen, welche sie dargestellt hatten, ihren poetischen Wert und ihre innige Beziehung zu den Menschen damit nicht. Der Verkehr

mit ihnen wurde vielmehr nur menschlicher, inniger und geläuterter, zumal mit der Tier- und Pflanzenwelt, die dem menschlichen Empfinden ohnehin so viel näher steht, als die übrige Natur. In einem Minneliede des 12. Jahrhunderts ruft die Herrin der Burg einem Falken zu, den sie über dem Walde fliegen sieht:

Du erkiesest dir im Walde
Einen Baum, der dir gefalle.

und klagt ihm ihr Leid, daß sie um ihres Trauten willen von so vielen Mißgünstigen beneidet werde. Die Nachtigall wird Liebesbotin und singt vor den Fenstern des Mädchens die Grüße des Geliebten u. s. w.

Ganz ähnlich mit der Pflanzenwelt, in welcher die lieblichere Blumenwelt wieder den Vorrang vor den Bäumen und Gesträuchen hat. Doch fehlt es auch den letzteren nicht an reicher poetischer Verklärung. Dies gilt namentlich von der Linde, unter deren von Urzeit geheiligtem Wipfel und breiten

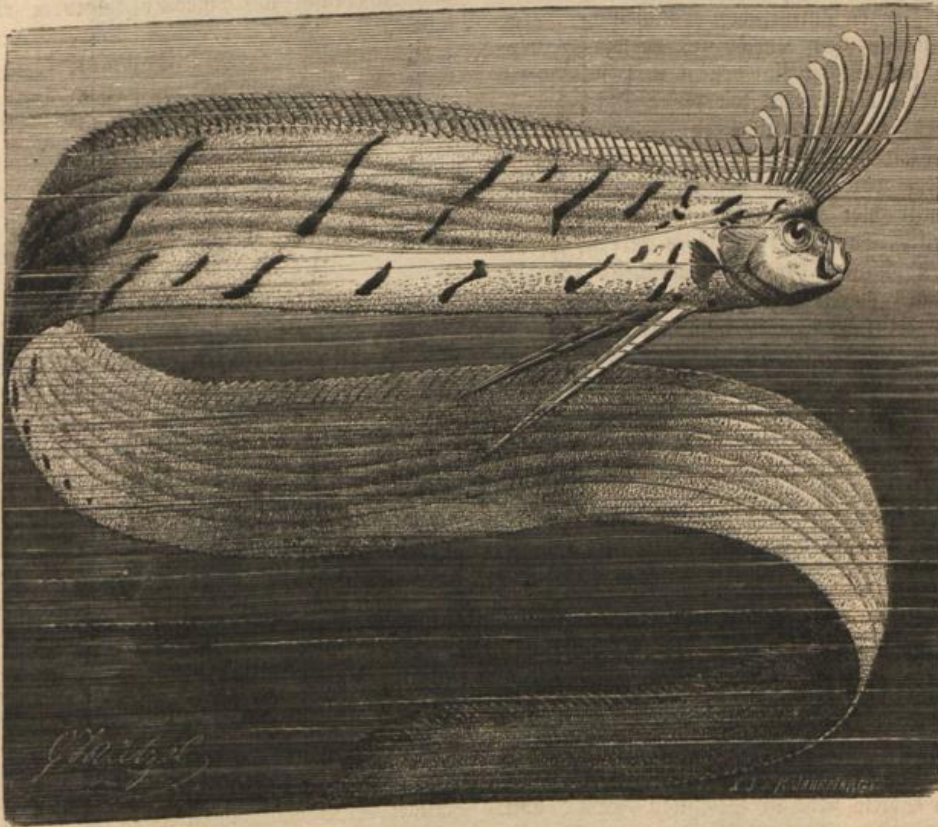
Nestern die fröhlichen Reigentänze abgehalten wurden, mit denen man die Wiederkehr des jungen Maien festlich beging. Es gibt kaum ein Liedchen, welches die Herrlichkeit des Sommers besingt, in dem sie nicht der unentbehrliche Mittelpunkt aller Freude ist, während in ihrem grünen Geäste „Frau Nachtigall“ sitzt und singt.“ Und wie zu ihr schmucke Tänzer und Tänzerinnen eilen und glücklich Liebende unter ihrem schützenden Dache sich zusammenfinden auf blumiger Bettestatt, wie in dem berühmten Lindenliedchen

Waltthers von der Vogelweide; so ist

sie zugleich die Vertraute der sehrenden, unerwiderten oder verschmähten Liebe:

Es sieht eine Lind' in jenem Tale
Ach Gott, was tut sie da?
Sie will mir helfen trauern,
Daß ich keinen Buhlen han.

Wie ist in diesen schwermütigen Strophen, mit denen ein altes Volkslied beginnt, die Linde in den Kreis menschlicher Empfindungen gerückt, ja recht eigentlich an die Stelle der Menschen selbst getreten! So wenig aber eine solche Poesie in ihrer schlichten Wahrheit und rührenden Herzensinnigkeit übertroffen oder nur nachgeahmt werden kann, so wenig kann sie wiederum von dem verstanden werden, der nicht, gleich dem Sänger dieses Liedes, die Natur als die stille, aber innig teilnehmende Verwandte des eigenen Seelenlebens anzusehen vermag. Er wird wohl Bäume, Felsen und Ströme in ihr erblicken, doch was sie dem tieferen Gemüte bedeuten, was sie dem poetischen Sinne des Volkes seit unvorstelllichen Zeiten geworden sind, das wird ihnen immer unverständlich und verborgen sein. Dem nüch-



Der Heringkönig. (Seite 463.)

ternen Alltagsmenschen, dem bildungsstolzen Philister in der Uebersättigung seines Geschmacks ist die Natur stumm; wie das Volkslied, dies echtste Kind der Natur, ihm ein entarteter Wildling voller Ungereimtheiten und Widersprüche ist, weil keine Stimme in seiner Brust der leisen und eindringlichen Sprache antwortet, die es zu ihm redet. —

Nach alle dem sollte man nun glauben, daß die Linde auch in den Liedern vom Streite zwischen Sommer und Winter eine hervorragende, ja die erste Stelle einnehme. Dem ist aber nicht so. Für sie tritt vielmehr ein frühzeitigeres Gewächs, der „Fahlweidenbaum“ oder der „Fehlinger“, ein, der mit seinen frühgrünen Zweigen und den flaumigen Käzchen daran zu dem Winter in der That in einem weit schärferen Gegensatz steht, als die spät knospende Linde. Dem Fehlinger entsprechend ist der immergrüne Buchsbaum, der Anwalt des Winters, der für diesen den Kampf mit dessen Gegner aufnimmt.

Der Streit zwischen ihnen dreht sich ursprünglich nur um die Vorgänge der beiden Jahreszeiten, die sie darstellen, wobei jeder in dem regelmäßig wiederkehrenden Schlußreim die anwesenden Zuhörer als Zeugen anruft, daß er dem andern obgesiegt habe und jener folglich sein Knecht und er sein Herr sei. Am Ende erklärt sich der Winter für besiegt u. s. w.

Wie weit verbreitet in der älteren Zeit dieses Spiel war, — denn mit einem solchen, einem Festspiel zur Feier der beginnenden schönen Jahreszeit haben wir es hier zu tun, — dafür liegen zahlreiche Belege vor. Zum besseren Verständnis des ganzen Vorganges möge hier einiges dem dritten Bande von Ludwig Uhlands Schriften Entlehntes mitgeteilt werden, woselbst in einem besonderen Abschnitte, der die Ueberschrift „Sommer und Winter“ trägt, alles hier Einschlagende mit fleißiger Hand gesammelt und aufs trefflichste geordnet worden ist. Wieder wird man dabei durch die Mannigfaltigkeit der Erfindung in Erstaunen gesetzt, über welche die alte Zeit in der Ausgestaltung eines poetischen Gedankens zu verfügen hatte, bei aller Einfachheit der Mittel und sicherster Wirkung auf das Gemüt. Was hierher gehört, ist etwa folgendes:

Am Sonntag Lätare, zu Mitternachten, wenn Frost und Frühling sich die Wage halten, wurde, noch in neuerer Zeit, hauptsächlich zu beiden Seiten des Ober- und Mittelrheins ein ländliches Kampfspiel begangen. Zwei Personen, Sommer und Winter vorstellend, die eine in Laubwerk, die andere in Stroh oder Moos gekleidet, ringen mit einander. Der Winter unterliegt und wird seiner Hülle beraubt. Von der versammelten Jugend, die mit weißen Stäben ausgezogen ist, wird dabei mancherlei gesungen, dem Sommer zum frohen Empfange, dem Winter zum Hohn und Troze: „stabaus! stabaus! (stänbaus!) stecht dem Winter die Augen aus!“ Die älteste bestimmte Meldung von diesem Spiele steht in Sebastian Frank's Weltbuch 1542: Zu mitternachten ist der Rosenfontag zc. An diesem tag hat man an etlichen orten (in Francken) ein spil, daß die

knaben an langen runten brezeln herum tragen in der statt, und zwen angetane mann, einer in einnigrünen oder Ephen, der heißt der Sommer, der andre mit gmöß (Moos) angelegt, der heißt der Winter, diese streitten miteinander, da siegt der Sommer ob und erschlacht den Winter, darnach geht man darauff zum wein.“ Des Singens ist hier nicht besonders gedacht, auch in den übrigen Nachrichten erscheint der Aufzug als Hauptsache, die altertümlichen Reime sind begleitender Zurs. Daneben aber hat sich früher schon das ausgeführte Gesprächslied der streitenden Jahreszeiten entwickelt, und während die vorwaltend mimische Darstellung sich in der sichtbaren Niederlage des Winters am besten verständlich machte, war umgekehrt der Wettstreit mit Gründen wohl geeignet, die beiderseitige Berechtigung im wohlgeordneten Jahreslaufe darzutun und hierdurch einen versöhnlichen Ausgang herbeizuführen. —

Von den beiden, in Uhland's Volksliederammlung uns erhaltenen Liedern dieser Art, ist das echtere und aller Wahrscheinlichkeit nach auch ältere derselben noch in lebendigster Gesprächsform von rasch auf einander folgender Rede und Gegenrede gehalten:

Sommer.

Heut ist auch ein fröhlicher Tag,
daß man den Sommer gewinnen mag,
alle ir herren mein,
der Sommer ist fein!

Winter.

So bin ich der Winter ich gib dir's nit recht,
o lieber Sommer, du bist mein Knecht!
alle ir herren mein,
der Winter ist fein! zc.

Im Verlaufe des Liedes heißt es vom Sommer u. a., er komme mit den Seinen aus Oesterreich, dem sonnigen Osten, und darum heißt er den Winter sich aus dem Lande heben. Dieser andererseits kommt aus dem Gebirge und bringt mit sich den kühlen Wind, er droht mit einem frischen Schnee und will sich nicht verjagen lassen; der Winter rühmt sich der weißen Felder, der Sommer der grünen; jener ist ein grober Bauer, trägt rauhe Pelzschauben,

So bin ich der Winter, ein grober bauer,
ich trag' an mir manch pelz und schauben
alle ir herren mein zc.

zu des Sommers Zeiten wächst Laub und Gras, zu denen des Winters wird manch kühler Trunk gefunden; der Sommer bringt Heu, Korn und Wein, aber was er einführt, wird alles im Winter verzehrt; zuletzt behält gleichwohl der Sommer Recht, der Winter nennt sich seinen Knecht und bittet ihn um seine Hand, damit sie zusammen in fremde Lande ziehen, hierauf erklärt der Sommer ihren Streit für beendet und wünscht allen eine gute Nacht.

(Schluß folgt.)

Die Falascha.

Eine ethnographische Skizze.

Unter den fünf, durch Sprache, Körperbau und Hautfarbe sich unterscheidenden Völkern Abyssiniens, deren Gesamtseelenzahl auf etwa 1 1/2 Millionen geschätzt wird, lebt unter dem Namen Falascha ein ethnographisch merkwürdiger jüdischer Stamm, der sich von den Juden in allen übrigen Weltteilen sehr wesentlich unterscheidet und von dem erst in neuester Zeit nähere Kunde zu uns gedrungen ist*).

*) Durch Herrn M. Flad in Korntal, der längere Zeit unter den Falascha lebte und seine Wahrnehmungen in einer Schrift: „Kurze Schilderung der bisher fast unbekannt abessinischen Juden (Falascha)“ Korntal, Selbstverlag, veröffentlicht hat. Diese Schrift, welche in weitere Kreise nicht gedrungen ist, was wohl ihrer unwissenschaftlichen Form zuzuschreiben ist, liegt der obigen Darstellung zu Grunde, wozu Herr Flad seine Ermächtigung erteilte.

Das Wort Falascha soll „Auswanderer“ oder „Vertriebene“ bedeuten, und es liegt nahe, anzunehmen, daß dieser Name den nach Abyssinien eingewanderten Juden von den Ureinwohnern dieses Landes beigelegt wurde*). Ueber Zeit und Ursache dieser Einwanderung herrschen unter den Falascha selbst verschiedene Meinungen. Geben wir zuerst der Legende des Wort. Nach dem 2. Buche der Könige Kap. 10 und der Parallelstelle 2. Chronik Kap. 9 kam die Königin von Saba (ein Distrikt im südwestlichen Arabien), welche von der großen Weisheit des Königs Salomo gehört hatte, mit einer mächtigen Karawane nach Je-

*) Es sei daran erinnert, daß auch der älteste Name der Israeliten, Hebräer, Einwanderer bedeuten kann, da dieselben aus den Euphratländern nach Palästina eingewandert sein sollen.

Jerusalem, um den Scharfsinn des israelitischen Königs durch allerlei Rätsel auf die Probe zu stellen. Auch der Koran (Sur. 27) weiß von diesem Besuche zu erzählen und die Sage erzählt abenteuerliche Dinge von dem Thron dieses „Blaustrumpfs Aetiopiens“ (wie sie Heine einmal nennt) und der Herrlichkeit ihres Hofstaats. Sie soll Balkis oder Maqueda geheißt haben.

An ein romanhaftes Verhältniß zwischen dem galanten Salomo und der fremden Fürstin zu denken, lag nahe genug und da es überdies in den zitierten Stellen heißt: „Sie redete mit ihm, wie es ihr um's Herz war“ und ferner: „Der König Salomo gab ihr alles, was sie begehrte“, so behauptet die Sage, die Königin von Saba habe von Salomo einen Sohn gehabt, den er Menelek nannte.

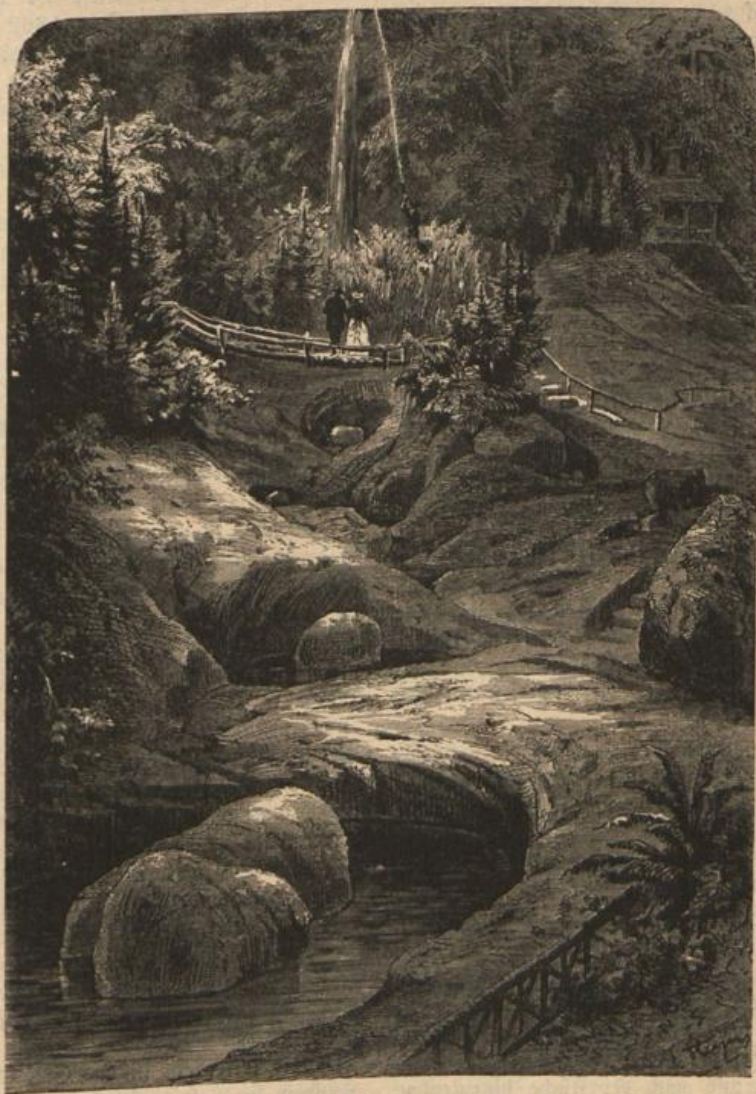
(In einer ätiopischen Genealogie hat Menelek das Appellativum Ebena Hakim, d. h. Sohn des Weisen.) Die Mutter schickte denselben seinem Vater zur Erziehung nach Jerusalem. Als Menelek erwachsen war, baten die Israeliten den König Salomo wiederholt, er möchte jenen zu seiner Mutter zurückkehren lassen, da sein Verbleiben nach Salomos Tod politische Unruhen herbeiführen könnte. Ungern gab Salomo nach unter der Bedingung, daß jeder Jude seinen erstgeborenen Sohn mit Menelek nach Aetiopten schicke. So geschah es, daß Menelek, von Salomo zum König von Aetiopten eingesetzt, mit einer großen Anzahl Juden dorthin wanderte, die sich dann mit eingeborenen Frauen verheirateten. Unter den jüdischen Einwanderern zählten sich zwölf Priester aus dem Geschlecht Arons. Auch ließ Salomo eine Bundeslade verfertigen, welche die Priester des Menelek nach Aetiopten mitnehmen sollten. Dieser aber ließ dieselbe in Jerusalem zurück und stahl die ächte, von Moses herkommende Bundeslade, die er dann nach Aksum brachte, wo sie angeblich noch heute existiert. Bei diesem Diebstahl hat ihn, wie die abyssinische Sage hinzusetzt, Gottes Wundermacht vor Salomos Nachstellungen geschützt*.)

Geschichtlich glaubwürdiger klingt die andere Tradition, wonach die ersten jüdischen Einwanderer Flüchtlinge waren, welche beim assyrischen bzw. babylonischen Exil nach Aegypten ent-

kamen, von da nilaufwärts zogen und sich im westlichen Teil von Abyssinien, in der Provinz Duara, niederließen. Die Tradition sagt, daß Duara früher nur von Falascha bewohnt gewesen sei. Dafür spricht der Umstand, daß die Sprache der Falascha, die von dem Aetiopischen und Hebräischen gleich abweicht, die Sprache von Duara ist, und daß die Mehrzahl der Bevölkerung dieser Provinz aus Falascha besteht. Ein weiterer Beleg dieser Behauptung liegt darin, daß die Falascha nirgendswo in ganz Abyssinien Rest, d. h. liegendes Erbgut besitzen, außer in Duara.

Nach einer Variante dieser Tradition wären erst bei der Zerstörung Jerusalems durch die Römer Juden in die abyssinischen Gebirge verjagt worden.

Die Benennung Falascha hat jedoch vielleicht einen anderen Ursprung. Wie bereits bemerkt, ist Duara als Hauptsitz der Falascha anzusehen. Dieses Duara ist nun seit den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart der Verbannungsort, wohin von den abyssinischen Königen Rebellen, Abtrünnige und sonstige Missetäter gesendet wurden. Es läßt sich nun annehmen, daß, als die christliche Religion in Abyssinien eingeführt wurde, die Juden, welche der neuen Lehre sich widersetzen, vom Kaiser in die westliche Provinz, nach Duara, verbannt wurden. Nach einem Manuskript, welches der Falascha-Gelehrte Saneb, königlicher Schreiber, auf der Festung Magdala 1859 in der königlichen Bibliothek fand, wurde das Christentum im Jahre 315* durch Abuna Salama, dessen früherer Name Frumentatos (Frumentius) war, nach Abyssinien gebracht und ausbreitet. „Ehe die christliche Religion nach Abyssinien kam, war die Hälfte der Einwohner Juden, die den Drit** hielten. Die andere Hälfte bestand aus Anbetern der Sando



Steinstiegarten in Luzern. (Seite 463.)

(Drache).“ Geschichtliche Aufzeichnungen über die Falascha seit Einführung des Christentums in Abyssinien fehlen ganz und gar und die abyssinische Chronik schweigt über die Falascha. Die Traditionen sagen, daß sie die Provinz Duara, einen Teil der Provinz Alasa und Tankel bewohnt haben und ihre eigenen regierenden Häuser hatten. Um das Jahr 1000 n. Ch. sollen sie sehr mächtig gewesen sein, das westliche Abyssinien an sich gerissen und die Christen verfolgt haben. Es heißt sogar, sie hätten die königliche Familie verjagt, die sich nach Schoa flüchtete, woselbst sie verblieb, bis im 13. Jahrhundert Tecuma Amal wieder den Thron seiner Väter bestieg. Nun hätten die Christen den Falascha mit gleicher

* Eine andere Quelle gibt das Jahr 257 nach dem Tode Christi an.

** Drit nennen die Falascha die 5 Bücher Mose sammt den Büchern Josua, Richter, Samuel und Ruth.

* Die spätere jüdische Legende erblickt in der Königin von Saba ein Weib von dämonischer Schönheit und es existirt über sie eine Sage, die welche an die Beschwörung der Helena durch Faust erinnert. Ein der Kabbala (jüdische Magie) kundiger Rabbi, der rabbinischen Kasuistik überdrüssig und lechzend nach Schönheit und Lust, soll einmal diese farbige Helena aus dem Schattenreich zu sich beschworen haben. Als sie aber erschien, da fehlte dem armen Rabbi der Mut, seinem Wert die Krone aufzusetzen. Ihre blendende Schönheit erfüllte ihn mit Angst und in seiner Not rief er einen Schüler herbei, der ihm beistehen mußte, die Zauberei in das Reich der Nacht zurückzubannen.

Münze bezahlt, tausende von ihnen ermordet und die übrigen nach Quara und Tschelga zurückgetrieben und sie dem christlichen König von Abyssinien zinspflichtig gemacht. Die Handwerksleute unter ihnen, Maurer, Zimmerleute, Schmiede u. wurden aber bald wieder von den christlichen Königen herbeigerufen und für ihre Dienste gut belohnt. So geschah es, daß bald in Semien und in der Nähe von Gondar Falaschadörfer entstanden. Zu diesen Gewerksleuten gesellten sich bald andere, Weber, Hafner (die Hafnerei ist Handwerk der Weiber), Ackerleute, die sich in verschiedenen Provinzen des westlichen Abyssinien niederließen und sich von ihren Gewerben ernährten. Von Verfolgungen und Unterdrückungen während der letzten Jahrhunderte weiß man nichts.

Bei den abyssinischen Christen ist die Behauptung allgemein, daß ihre Vorfäter Juden waren, was durch den Umstand an Glaubwürdigkeit gewinnt, daß bei den abyssinischen Christen zahlreiche jüdische Bräuche und Einrichtungen wahrgenommen werden und auch im Charakter derselben ein jüdisches Gepräge zu Tage tritt. Im Jahre 1863 ließ König Theodoros von Aetiopien auf öffentlichem Richtplatze bei Gondar vor einer ungeheuren Versammlung von Eingebornen und zahlreichen Europäern eine Genealogie vorlesen, in welcher nachgewiesen wurde, daß der Ur-Urahn Sr. Majestät Adam gewesen sei. Ferner, daß sein Urgroßvater David, sein Großvater Salomo und

sein und aller früheren Kaiser Aetiopiens (dieser Linie) Vater Menelek war.

Die Falascha, deren Seelenzahl auf 200 000 geschätzt wird, wohnen meistens in abgesonderten Dörfern. Wo sie aber ihres Gewerbes wegen unter den Christen ansässig sind, wählen sie gewöhnlich einen Teil außerhalb des Dorfes oder der Stadt, wo sie sich durch Hege und Hecken gegen Verunreinigungen schützen, die durch die bloße Berührung eines Christen oder Muhamedaners bewirkt wird.

In folgenden Provinzen Abyssiniens wohnen Falaschas: Semien, Wogera, Armatshoho, Balkait, Tschelga, Dembea, Dagusa, Tanel, Alafa, Kumsula, Wandigie, Atschafar, Agau-Meder und Quara. Diese 14 Provinzen liegen alle westlich vom Taccasie-Fluß. Seit 1862 wohnen einige hundert Familien in Schiré. Nachdem Dembea ausgeplündert war (1863), wo die Falascha wie die Christen ihres ganzen Eigentums beraubt wurden, wanderten viele Dembeaner, darunter auch zahlreiche Falascha-Familien, die vom Hungertod verschont blieben, nach Bagender, Basta und Belessa, wo sie teils auf königlichen Befehl einquartiert wurden, theils in königliche Arbeit eintraten; jedoch zogen es auch viele vor, sich mit ihrer Hände Arbeit zu ernähren. Aber alle warten nur auf einen günstigen Zeitpunkt, um wieder in ihre Heimat zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Religiöses Leben und Treiben bei den Juden der Gegenwart.

Von Maximilian Dittrich.

(Schluß.)

Der den Juden heiligste Tag im Jahre ist der schon erwähnte zehnte des Monats Tischi — Jom chakkipurim — der Versöhnungstag.

Er schließt die Zeit der Buße ab und soll der Buße die Krone aufsetzen. Darum soll er ganz und gar, ohne Unterbrechung und Nebenbeschäftigung der frommen Einkehr des Israe- liten bei sich selbst, der vollen Hingabe an den religiösen Glauben und an Gott gewidmet sein.

Darum sollen die Juden womöglich die ganzen vierundzwanzig Stunden des Versöhnungstages in der Synagoge büßend und betend zubringen und sich aller Speise und jeglichen Trankes enthalten.

Nirgend kann man deutlicher sehen als am jüdischen Versöhnungstage, wie religiöse Gebräuche zum Unsinn, ja zu Vergehen an den Menschen werden, wenn sie nicht von Vernunft und Wissenschaft kontrolliert und korrigiert werden.

Ihre Vernunft hätte den Juden schon längst sagen müssen, daß der knurrende Magen auch am Versöhnungstage ein mächtiger Feind der Andacht und bei den meisten Menschen so stark ist, daß es ihm immer gelingt, die Gedanken von Jehovah und seiner Judenthume abzuziehen und nach der Küche hinzulenken. Und die Wissenschaft sollte die Juden längst belehrt haben, daß der vielstündige Aufenthalt in der tohlensäure-überfättigten Atmosphäre der menschengefüllten Synagoge selbst für robustere Naturen ungesund ist und für schwächliche im hohen Grade gefährlich sein muß.

Aber so gezeigte Leute auch die Juden aufzuweisen haben, so viel tüchtige Aerzte und Naturwissenschaftler sie in ihren Reihen zählen mögen, ihre Religion spottet heut wie je aller Vernunft und Wissenschaft.

Ein besonders törichter Brauch wird nach rabbinischer Vorschrift kurz vor dem Versöhnungstage vollzogen. Der Jude nimmt einen Hahn, die Jüdin eine Henne, dreimal wirbeln sie die Tiere um den Kopf und sprechen dazu: „Dies soll Sühne sein für mein Leben, dieser Hahn (resp. Huhn), gehe zum Tode, ich aber zum Leben.“ Danach wird diese interessante Ceremonie noch einmal und zum drittenmale wiederholt, dann wird das todgeweihte Flügeltier geschlachtet und mit allem Behagen und all' den ihm aufgewälzten Sünden von den Sündern aufgespeist.

Wie war es aber nur möglich, daß sich soviel Torheit, soviel Widersinniges, Lächerliches, Läppisches in den jüdischen Religionsbräuchen und Ceremonialien bis in die allerneueste Zeit hinein unangetastet halten konnte?

Nun — erstens, meine lieben Christen, schlägt ihr nur nicht mit gar zu großem Pharisäerstolze an eure Brust, — zugegeben, daß in dem Ritual der protestantischen Kirche viel Firtlesanz und Narrheit beseitigt ist, würde aber wol alles, was da auf der Kanzel und am Altare gesprochen und getan wird, die Kritik vorurteilsfreier, von der Höhe unserer Wissenschaft herab urteilender Richter vertragen? Und wie steht es um die Ceremonien in der katolischen Kirche?? Wie?

Nun, wir werden ein andermal Gelegenheit nehmen, in das weihrauchduftende Dunkel der römisch-katolischen Dome ein wenig mit der Fackel unserer Kritik hineinzuleuchten.

Für diesmal wollen wir noch an der Hand von Rubens einen Gang in die Synagoge unternehmen, um einem jüdischen Gottesdienste beizuwohnen, wie er sich an jedem Sabbath und bei jeder festlichen Gelegenheit in der „Judenschule“ abspielt.

Wir treten ein in das Gotteshaus, von dessen Türen oder Kuppeln herab keine Glocke zur Andacht ruft, in dem keine Orgel mit ihren feierlichen, erhebenden, gewaltigen Tönen das Herz ergreift, den Sinn gefangen nimmt.

„Denn wie Ferkelgrunzen sind — ihm zuwider Glockenklänge,“ behauptet der böse Jude Heinrich Heine von seines Volkes Gott, und er hat nicht unrecht, denn Glockenton und Orgelklang sind den Juden einer der streng verpönten „Bräuche der Völker“, der nicht von Jehovah Auserwählten.

Wir sehen sie sitzen, stehen und gehen die Gläubigen Israels allesamt mit dem Hute auf dem Kopfe — warum? Nun, es ist es eben immer so gewesen, es ist — orientalisches. Sonst hat es weiter keinen Sinn. Nichtsdestoweniger ist es von allerhöchster Wichtigkeit. Der Talmud verbietet sogar, daß ein Jude auch nur vier Schritte mache, ohne sein Haupt zu bedecken. Beim Religionsunterrichte sowol, wie beim Hebräischlernen und beim Bibellefen müssen die jüdischen Knaben die Mütze aufsetzen, und wenn die Frommen den ihnen unentbehrlichen Segensspruch herfragen, ohne den sie nichts genießen, so bedecken sie zum allermindesten ihr geistreiches Haupt mit der Hand.

„Ich danke dir — und nun sei mir gnädig — Willi.“

Er beugte sich zu ihr nieder, hob mit der linken Hand ihr bleiches, in diesem Momente wunderbar schönes Haupt zu sich empor und drückte einen heißen langen Kuß auf ihre Lippen. Eine Träne erglänzte in dem Auge des mit eiserner Willenskraft ausgerüsteten Mannes, — er zögerte — da ergriff ihre Rechte die seine, sie drückte ihm den Revolver in die Hand und führte ihn dahin, wo ihr Herz schlug. —

Noch ein Kuß — dann ein scharfer kurzer Knall — ihr um seinen Nacken geschlungener linker Arm löste sich langsam los, ihre Augen schlossen sich und die Lippen hauchten: „Willi, auf ewig mein.“

Und so sank sie rücklings auf den Teppich nieder.

Er nahm das perlengestricke Divankissen und schob es ihr unter den herrlichen Kopf mit dem ruhig, selig lächelnden Gesicht.

Noch einmal berührte er in heißem Kusse ihre Lippen; dann, als er sich erheben wollte, brach mit nicht länger zu bewältigender Macht ein Tränenstrom aus seinen Augen. Aber auch das irr vorüber in kurzen Augenblicken, — er drückte das Gewand der Toten an sein Gesicht, dann erhob er sich. Den Revolver steckte er zu sich und die Rose aus ihrem Hare barg er auf seiner Brust.

Darauf ging er rückwärts bis zur Thür, den Blick unvertwandt nach der schönen durch seine Hand Getöteten gerichtet. Bei der Thür wandte er sich scharf um, drückte sie hinter sich ins Schloß, ohne sie fest zu verschließen und ging raschen, wie immer elastischen und sicheren Schritts von dannen. —

Wenig über eine Viertelstunde nachher hielt Davids elegantes Cab vor der Behausung der beiden Häfler.

Der jugendliche Kutscher desselben hatte seit Punkt vier Uhr an einer in der Nähe der Spechtischen Wohnung gelegenen Straßenecke gehalten. Er war gewohnt, auf die Minute pünktlich zu sein, — wußte er doch, daß er verschwenderisch gelohnt wurde, wenn er jeder Laune seines absonderlich gearteten Herrn willenlos gehorchte, und daß er, wie viele Vorgänger, auf der Stelle davongejagt worden wäre, wenn er sich einmal den geringsten Eigenwillen oder die unbedeutendste Säumnis hätte zu schulden kommen lassen.

Herr Gabriel Häfler hatte äußerst unruhig geschlafen und die beängstigendsten Träume gehabt. Zuerst hatte er geträumt, er hätte ein Duell und zwar mit David selbst, und dieser hätte ein großes Brotmesser statt eines Degens in der Hand und schlug wütend und mit solcher diabolischen Geschicklichkeit auf ihn ein, daß er, der sich mit einem ausgezeichneten Degen bewaffnet hatte, auf das entsetzlichste zerfleischt wurde. Als er einen furchtbar schmerzhaften Stich mit dem Brotmesser in den Unterleib erhielt, wollte er mit gewaltiger Anstrengung beiseite springen, — dabei tat er einen gleichfalls höchst schmerzhaften Fall und wachte auf. Seine Traumverzweiflung war so groß gewesen, daß er sich in seinem Bette heftig umhergewälzt hatte, bis er endlich hinausgefallen war.

Das war dem guten Gabriel seit den Tagen seiner Kindheit nicht mehr passiert. Mit schmerzenden Gliedern und auf das höchste körperlich und geistig erschüttert kroch er wieder ins Bett.

Lange Zeit konnte er nicht wieder einschlafen, unaufhörlich beschäftigten sich seine Gedanken mit dem Duell, bei dem er eine so wichtige Rolle zu spielen berufen war. Es fiel ihm ein, daß er dabei gar leicht mit der irdischen Gerechtigkeit in Konflikt kommen könnte.

Wenn ein Unglück passirte! Wenn einer tot blieb! David hatte von einer Leiche gesprochen, von einer Leiche — eiskalter Schauer lief dem friedfertigen Gabriel über den Rücken! — Gott sei Dank, daß er dabei nicht um die Ecke gebracht werden konnte; d. h. ganz gewiß schien ihm das auch noch nicht. Man hat Exempel von Beispielen, sagte er sich, wo die Duellanten einander fehlten und ein tüchtiger Zufall die Kugel nach einem der unschuldigen Sekundanten hinlenkte. Entsetzlich! Wenn er erschossen würde — erschossen wegen nichts und wieder nichts, — er wußte nicht einmal, warum sich David mit aller Gewalt duelliren wollte. Und sein Esfriedchen? Du lieber Himmel,

wie würde sie verzweifelt sein, denn Gabriel war felsenfest überzeugt, daß sie ihn mit kolossaler Glut liebte, wenn sie das aus weiblicher Scham auch immer ganz ausgezeichnet zu verbergen gewußt hatte — bis auf einige wenige Ausnahmefälle, in denen das wahre Gefühl — das einzige wahre — bei ihr zum Durchbruch gekommen war.

„O, das arme Kind,“ stöhnte er auf seinem Bette, das sich auf einmal in ein Schmerzenslager verwandelt hatte, tief auf. „Ich bin es eigentlich ihr schuldig, ich bin es unsrer Zukunft, unsrer Kindern schuldig — wir werden doch selbstverständlich Kinder bekommen, warum sollten wir nicht — Kinder, die das reizende Aeußere von ihrer Mama und den Geist, ja den Geist von ihrem Papa, von mir haben werden.“

Das war ein schöner, friedlicher Gedanke gewesen — und mit ihm schlummerte Gabriel endlich wieder ein.

Aber das Maß der Qual in dieser Nacht war noch nicht erschöpft. Bald träumte er wieder, und wenn das, was ihm diesmal der böshafte Traumgott vorgaukelte, auch nicht so schreckhaft war, als was er vorher durchkostet hatte, so war es doch auch abscheulich genug und in gewisser Beziehung recht unangenehm demütigend.

Wiederum träumte ihm von dem verzweifeltsten Duell. Aber nun wurde niemand getötet, er selbst war auch nur Sekundant, aber die Polizei kam dazu und erwischte ihn, wie er grade einen wunderschönen Degen — merkwürdigerweise träumte er nie von Pistolen — in seinen Stiefeln zu verstecken suchte. Leider war ihm nicht eingefallen, daß der Degen fünf, sechsmal länger sei, als seine schönen funkelneuen Schaftstiefeln, und so gelang ihm denn das Verbergen desselben nicht, und wie er vor der Polizei ausreißen wollte — die andern waren sämtlich schon über alle Berge —, da fuchtelte ihm der unglückliche Degen immer zwischen den Beinen herum, bis er so lang, oder vielmehr so kurz, er war, zu Boden stürzte und die Polizei ihn richtig beim Kragen hatte.

Nun mochte er seine Unschuld an der ganzen Affäre beteuern, soviel er wollte, der Degen gab das Corpus delicti ab, und er wurde eingesperrt und sofort — das war eine unerhörte, schmachvolle Strafe, aber man zwang ihn, sie anzutreten — zu dreijährigem Nachsizen in der Kleinkinderschule verurteilt.

In der Kleinkinderschule ärgerten und verhöhnten ihn die kleinen Jungen und die Mädchen in der ungezogensten Weise, — er war nahe daran, vor Wut und Scham seinen Verstand zu verlieren, — da wachte er in Schweiß gebadet von neuem auf.

Es war noch dunkel, aber die Uhr schlug eben vier. Jetzt mochte der gute, vielgeplagte Gabriel nicht mehr schlafen, — auch mußte David bald da sein, und was wollte er diesem gegenüber machen? Er mußte ihn, komme was da wolle, erwarten und tun, wie jenem beliebte. Denn diesem diabolischen Menschen ernstlich durch den Willen zu fahren, war jedenfalls das Allergefährlichste, was Gabriel Häfler nur tun konnte.

Seinem Vater hatte er gesagt, daß er mit einem intimen, sehr vornehmen Freunde eine Morgenpartie vorhabe, derselbe werde ihn in eigner Person und Equipage abholen. Häfler hatte sich dadurch ungeheuer geschmeichelt gefühlt und seinem braven Sohne nur dringend an's Herz gelegt, er möge sich außer dem dicken Ueberzieher noch einen Plaid, ein großes wollenes Halstuch und ein Paar Gummischuhe mitnehmen, denn des Morgens sei es immer fürchterlich kalt und feucht und ungesund.

Gabriel Häfler war grade mit seiner Toilette fertig, was heute noch viel länger gedauert hatte, als gewöhnlich, wegen der vertrackten Gedanken, die ihm im Kopfe herumgingen, da klopfte es fest und sehr vernehmlich an seine Thür.

Als er schleunigst öffnete, stand David vor ihm. Gabriel Häfler prallte mehrere Schritte zurück, so unheimlich erschien ihm sein Besuch. Das stereotype höhnische Lächeln um Davids Mund war verschwunden, aber dafür lag über seinem gelblich bleichen Gesicht eine seltsame, eiskalte Ruhe, jeder seiner ohnehin scharf markirten Züge schien jetzt noch viel schärfer ausgeprägt und seine kurzen Begrüßungsworte schnitten unsrem Gabriel förmlich ins Ohr.

Die Fernsprechanlagen (Telephon) sind in Deutschland vor allen anderen Ländern in die Verkehrsverwaltung eingeführt worden und, wenn auch lange nicht so viel benutzt wie in den nordamerikanischen Vereinigten Staaten, dennoch auch bei uns schon sehr verbreitet. Die Eröffnung des ersten Fernsprechamts fand am 12. November 1877 statt, nach etwas über 4 Jahren besitz Deutschland 1280 solcher Aemter. Im April 1881 wurde in Berlin die erste Fernsprecheinrichtung dem Publikum zur Benutzung übergeben und gegenwärtig hat Berlin schon derartige Leitungen von 1554 km Länge, Hamburg 911 km, Breslau 200 km, Frankfurt a. M. und Mannheim je 163 km, Mühlhausen im Elsaß 87 und Köln 69 km solcher Drahtleitungen. Daneben steht für Altona, Barmen, Elberfeld, Hannover, Leipzig, Magdeburg, Stettin die Eröffnung von Fernsprechanlagen für den allgemeinen Verkehr bevor.

Ueber Wirkung des Lichts in der Tiefe hat Professor Forel im Genfer See Untersuchungen angestellt. Derselbe versenkte zu diesem Zwecke präparierte Glasplatten, wie sie zu photographischen Aufnahmen verwandt werden, in verschiedener Tiefe unter den Wasserspiegel, und ließ sie 24 Stunden an diesem Orte. Das Ergebnis war, daß auch die an tiefster Stelle versenkten Platten, die 90 Meter unter dem Wasserspiegel lagen, durch die chemischen Wirkungen des Lichtes noch affiziert waren, so daß mindestens bis zu dieser Tiefe das Licht noch Einfluß ausübt.

Augen aus Gelluloid — das ist eine der allerneuesten Erfindungen der Technik, auf die Hamecher in Berlin ein Patent genommen hat. Dieselben sind beweglich und unzerbrechlich und können genau in ähnelnder Uebereinstimmung mit den erhaltenen natürlichen Augen hergestellt werden. Deshalb sind sie den aus Emailschalen bestehenden künstlichen Augen, wie sie bisher angefertigt wurden, weit überlegen, da diese nur selten dem gesunden Auge gleichsehen, dabei leicht zerbrechlich und schwer beweglich waren und in der Augenhöhle stets ein Kältegefühl verursachten.

Eine neue Sicherheitslampe für Kohlenbergwerke zieht die allgemeine Aufmerksamkeit der Fachleute auf sich. Dieselbe ist von einem Dr. Schondorff konstruiert und nur mit Hilfe eines starken Magnets zu öffnen. Schon vor einigen Jahren hat ein Engländer, Namens Bidder, eine Sicherheitslampe nach demselben Prinzip konstruiert, die in mehreren englischen Bergwerken in Gebrauch ist und dort sich gut bewährt haben soll.

3500 Jahr alte Guirlanden hat Prof. Dr. Georg Schweinfurth in Kairo in den Gräbern der alten Ägypterkönige aus der 18. und 20. Dynastie aufgefunden. Dieselben waren noch so wohl erhalten, daß sie genau untersucht, die Blätter aufgeweicht, ausgebreitet und neu gepreßt und dann unter Glas und Rahmen schön arrangiert werden konnten.

Handel und Verkehr.

Die **Welthandelsstellung Hamburgs** hat sich, nach dem Jahresberichte der Hamburger Handelskammer für 1881, auch in diesem Jahre des weiteren bestärkt und günstiger gestaltet. Der Schiffsverkehr im Hafen hat sich gesteigert und besonders hat, teilweise wohl unter dem Druck der Auswanderungskluft, der direkte Verkehr mit ferneren Ländern zu-

genommen. Mit Australien ist in diesem Jahre eine direkte monatliche Verbindung hergestellt worden, und auch das Kapland verbindet eine direkte Dampferlinie mit monatlicher Fahrt unter englischer Flagge mit Hamburg. Außerdem haben alle Dampfschiffahrtsgesellschaften ihre Flotten vergrößert und ihre Reisen vermehrt, und daraus ergab sich eine bedeutende Steigerung der Thätigkeit auf den Schiffswerften.

Der **Weltpostverein** umspannt, nach dem neuesten Berichte des internationalen Postbureaus in Bern, vom 1. Mai 1882 ab 80929 814 Quadratkilometer und 800 828 937 Seelen, d. h. bedeutend mehr als die Hälfte der Luft auf die Zahl von ungefähr 1400 Millionen geschätzten Bewohner der ganzen Erde.

Allgemeinwissenschaftliche Auskunst.

Halle. Schuhmacher T. Um Elfenbein, Knochen, Holz, Kort u. s. w. zu bleichen, empfiehlt der „Techniker“ sie 3 bis 4 Tage an der Sonne in Terpentin liegen zu lassen, so zwar, daß sie nicht unmittelbar auf dem Boden des Gefäßes, sondern auf kleinen Trägern (Holzstäbchen oder dgl.) aufliegen, letzteres deswegen, weil sich auf dem Boden des Gefäßes eine saure Flüssigkeit ansammelt, welche die zu bleichenden Gegenstände angreifen würde.

Wiener-Neustadt. F. S. Die chinesische Tusche ist eine schwarze Wasserfarbe, welche aus Büffelknochen und sehr sorgfältig bearbeitetem Kuh- oder Ziegenhaar, Harzen und harzigen Hölzern besteht und mit Moschus und Kampher parfümiert ist.

Redaktions-Korrespondenz.

Misow. D. R. Brief nebst Inhalt sofort unserer Expedition, die auch die Expedition des „Dmuidustalenders“ ist, abgeliefert.

Wardburg. Treuer Abonnent. Ihren und Ihrer Freunde Wunsch, in der „N. W.“ Illustrationen zu finden, welche die schönsten und größten Schmetterlingsarten darstellen, werden wir zu erfüllen bestrebt sein.

Berlin. Sie wollen „von aller Kunst nichts wissen, nur Natur, Natur ist mein Streben und Leben?“ Gehen Sie hin und lernen Sie erkennen, was Goethe nach jenem weltbekannten Stürmen und Drängen nach der fessellosen Natur erkannt hat:

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.
Es gilt wohl nur ein rechtliches Bemühen!
Und wenn wir erst in abgemessenen Stunden,
Mit Geist und Fleisch uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.
So ist's mit alter Bildung auch beschaffen:
Vergebens werden ungebundene Geister
Nach der Bollendung reiner Höhe streben.
Wer Graßes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Geheiß nur kann uns Freiheit geben.

Hamburg. F. S. Ihre Uebersetzung des englischen Gedichtes ist nicht unbel, jedoch zum Abdruck dennoch bei weitem nicht gut genug. Die Arbeit des Uebersetzers portierlicher Produkte in gebundener Rede ist eine sehr schwere und nimmt die ganze Leistungsfähigkeit eines wirklichen Dichters in Anspruch. Wünsche, wie den Ihren, Antwort, ob ein Gedicht für uns brauchbar ist oder nicht, brieflich zu erteilen, erfüllen wir prinzipiell nicht, auch wenn frankierte Kouverts der betreffenden Einsendung beiliegend sind. Derartige Dienstfertigkeit würde unsere ohnehin kaum zu bewältigenden Geschäfte in's völlig Unabsehbare vermehren. Reichspostmarken gelten übrigens in Württemberg nicht.

An die früheren Studirenden der Alma-Matris-Maximiliana.

Am 2. Januar d. J. vollendete unsere Universität das dritte Jahrhundert ihres ununterbrochenen Bestehens. Wir verzichteten an diesem Tage auf die Veranstaltung einer größeren Feier, da dieselbe infolge der winterlichen Jahreszeit der Teilnahme unserer früheren Studirenden und auswärtiger Gäste allzusehr entbehrt haben würde, und vertagten sie auf den Schluß des Sommerfestes.

In alle ehemaligen Angehörigen der Alma-Matris-Maximiliana ergeht nun unsere herzlichste Einladung zur Beteiligung an dem seltenen Feste. Wir hoffen mit Zuversicht, daß keiner unserer früheren Kommilitonen, dem nicht unbezwingbare Hindernisse sich entgegenstellen, in den Tagen vom 1. bis 4. August in unserer alten lieben Mainstadt fehlen wird.

Um der zur Beschaffung von Unterkunft für unsere Gäste niedergelegten Kommission tunlichst allseitig befriedigende Lösung ihrer Aufgabe zu ermöglichen, bitten wir um rechtzeitige Einsendung der Anmeldungen an das Mitglied der Wohnungs-Kommission, Herrn Rechtsrat Attenjauer, und zwar bis spätestens 30. Juni. Angabe ob Wohnung gegen Entgelt oder freie Unterkunft (auf Dach und Fach) vorgezogen wird, ist dabei höchst erwünscht. Als Beantwortung zuzugender Mitteilung werden wir nicht verfehlen, neben weiteren Nachrichten auch das demnächst fertig zu stellende Festprogramm rechtzeitig zu übersenden.

Wenn auch der Universität die Mittel zur allseitig würdigen Gestaltung der Jubiläumsfeier aus eigener Kraft verfaßt sind, so wird doch durch die großherzige Beihilfe hiesiger Gesellschaften und vor allen unserer guten Stadt auch für die geselligen Freuden der Festgenossen in ausgiebiger Weise gesorgt sein. Wir dürfen uns daher der frohen Hoffnung hingeben, daß die Tage der Erinnerung an eine dreihundertjährige geeignete Vergangenheit unserer Hochschule und an die goldene Zeit der Jugend eines jeden einzelnen unserer treuen Kommilitonen sich zu genuss- und freudenreichen gestalten werden.

Der akademische Senat der königl. bayer. Maximilians-Universität:
Dr. Johannes Wislicenus.

Inhalt: Verschlungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Fort.) — Sommer und Winter. Eine Studie aus dem deutschen Volksliede. Von F. Volkmar. — Die Falascha. Eine ethnographische Skizze. — Religiöses Leben und Treiben bei den Juden der Gegenwart. Von Maximilian Dittrich. (Schluß.) — Im Kampf wieder alle. Roman von Ferdinand Stiller. (Fort.) — Der Haringkönig. (Mit Illustration.) — Gletschergarten in Luzern. (Mit Illustration.) — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Die Zahl der Zeitungen in der Kulturwelt. — Die telegraphische Verbindung von Australien mit den übrigen Kontinenten. — Wie Ungeziefer entstand. — Die Bibel als Geschichtsquelle. — Als riesige Kellame. — Die Fernsprechanlagen. — Ueber Wirkung des Lichts in der Tiefe. — Augen aus Gelluloid. — Eine neue Sicherheitslampe. — 3500 Jahr alte Guirlanden. — Handel und Verkehr: Die Welthandelsstellung Hamburgs. — Der Weltpostverein. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunst. — Redaktions-Korrespondenz. — An die früheren Studirenden der Alma-Matris-Maximiliana.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. S. B. Dietz in Stuttgart.